

Giekenener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Giekenener Anzeiger (General-Anzeiger).



Zurück zur Scholle.

Roman von Ewald Gerhard Seeliger.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Noch mehr Freude erlebte der alte Herr beim Auf-sagen der religiösen Memorierstoffe. Ohne Stocken und Versprechen raffelten die Sprüche und Gebete mit maschineller Sicherheit herunter. Die Gebirge Afiens konnten die Kinder wie am Schnürchen herfagen, aber ob die schlesische Grenze vor oder hinter Jurotschin lief, wußten sie nicht. Ueber die Schlacht von Prag dagegen konnten sie so genau berichten, als wären sie dabei gewesen. Als aber der Schulrat nach dem Vater des Kaisers fragte, rieten sie auf den großen Kurfürsten und auf Karl den Großen. Sebalbus Pohl rang verzweifelt die Hände und machte eine höchst unglückliche Miene. Und als ein Mädchen gar den „Heiligen Vater Leo, den Dreizehnten“ beschuldigte, wurde es dem Kreisinspektor doch zu arg.

„Da ist eine Lücke!“ sprach er zu Sebalbus Pohl und trug den Vorfall ins Protokoll ein. Um so besser wußten die Kinder über die Lebensweise und das Aussehen des Vogels Strauß Auskunft zu geben. Doch von der Honigbiene kannten sie kaum mehr als den Stachel.

Im ganzen aber verlief die Prüfung durchaus befriedigend, und der Schulrat begnügte sich, nachdem er die Kinder entlassen hatte, auf die kleinen Lücken im Wissen mündlich hinzuweisen.

„Ich lege besonderen Wert auf die Gemütsbildung!“ ent-schuldigte sich Sebalbus Pohl mit zitternder Stimme. „Ich betrachte jedes Kind als ein Erbe des Himmelreichs.“

„Alles ganz schön!“ wehrte der Schulrat ab. „Aber vergessen Sie auch nicht, daß sich die Kinder zuerst hier auf der Erde zurechtfinden müssen!“

Sebalbus Pohl machte eine Verbeugung, im Herzen aber haßte er den alten Keßer und Protestanten, in dessen Gewalt er gegeben war.

Im Hausflur stellte ihn der Schulrat zur Rede, wes-halb er Moriz Gassel den Inhalt der Karte nicht mit-geteilt hatte.

„Herr Schulrat!“ sprach Sebalbus Pohl geschmeidig und bückte wieder mit großer Ausdauer. „Ich glaubte keine Ermächtigung dazu zu haben. Ich habe die Karte als privates Schriftstück behandelt.“

„Das war ein Irrtum!“ wies ihn der Bestrengte zurecht. „Es war eine amtliche Nachricht, die auch für Herrn Gassel bestimmt war. Ich liebe es nicht, meine Lehrer zu über-raschen. Ich nehme von jedem ohne weiteres an, daß er seine Pflicht tut. Ich rate Ihnen dringend, über den Be-griff des Wortes Kollegialität nachzudenken. Im übrigen werde ich das nächste Mal an Herrn Gassel schreiben. Adieu!“

Eine Viertelstunde später ratterte die Hupferdroschke bei der Schmiede vorbei zum Dorfe hinaus, die alte Pappel-allee auf Suhte hinunter, wo sich der Schulrat zum Nach-mittag angemeldet hatte.

Moriz Gassel atmete auf und ging in seinen Garten. Jetzt konnte er hier mit den Arbeiten anfangen. Und er griff zum Spaten und begann an der Scheunende, wo die Mittagssonne warm anlag, den Boden aufzubrechen. Lange war er nicht allein, da kamen ein paar größere Jungen gelaufen, die ihm helfen wollten. Und bei denen blieb es nicht. Am Nachmittag sah sich Moriz Gassel von der Hälfte seiner Schulkinder umgeben. Und alle halfen ihm mit munteren Händen und freudigen Mienen. Er selbst stand mitten drin und schwang den Spaten. Keine Frage der Kinder ließ er unbeantwortet. Und sie kamen mit allerhand herbeigelaufen, mit Wichtigem und Unwichtigem, was sie grade in der Erde fanden.

Um diese Zeit klapperte der alte Abraham an der Schule vorbei, freute sich über das gute Geschäft, das er in Aussicht hatte, überlegte, ob er die Möbel in Kroto-schin oder in Breslau kaufen sollte, welche Handwerker er wählen konnte und auf wieviel Prozent er dabei kommen würde. Doch er vergaß darüber das Nähere nicht. Als er beim Schulgarten vorbeikam und die fleißigen Hände sah, hielt er an und rief etwas über den Zaun. Moriz Gassel schaute auf, wuschte sich den Schweiß von der Stirn und trat näher.

„Na, Herr Lehrer!“ lachte der alte Abraham. „Wie wär's, wenn Sie mir ein kleines Geschäftchen geben möch-ten! Künstlichen Dünger vielleicht? Ich laß mir grade einen ganzen Waggon kommen. Nehmen Sie mir was ab?“

„Warum nicht?“ erwiderte Moriz Gassel. „Wenn er was taugt!“

„Wenn er nichts taugt,“ rief der alte Abraham be-schwörend, „dann brauchen Sie ihn nicht zu bezahlen. Es ist mir nur um die Einführung bei den Bauern zu tun. Sie werden mich schon empfehlen, wenn Sie zufrieden sind!“

„Also zwei Zentner!“ sprach Moriz Gassel und hob den Spaten.

XI.

Als der alte Abraham mit dem ersten Möbelwagen von Jurotschin ankutschiert kam, zog August Anorack die erste Frühjahrsfurche mitten durch den weichen, dunkelbraunen Boden des großen Rübenfelds. Schnurgerade verlief sie und endete bei Furchtegott Fritschers wüstem, langgestrecktem Felde, das wie ein schmales Band quer durch den Do-minikalacker lief. Dann übernahm Daniel Juppada Hülge und Pfluggriffe. Unermüdtlich trieb der Inspektor die Dienst-leute zur Arbeit an. Thomas Hauschild bemühte sich ihm gleichzutun. Am Abend kamen sie beide müde und abgeheht nach Hause, aßen tüchtig und schliefen tief, um am nächsten Morgen mit den Hühnern auf den Beinen zu sein.

Fritz von Winkelberg erschien etwas später auf dem Plan. Das Schloß war notdürftig instand gesetzt, eine alte Wirtschafterin sorgte für die Zimmer, eine robuste Köchin für das Essen, und ein Gärtnerbursche, der den Park zu beaufsichtigen hatte, machte sich gleichzeitig als Diener nützlich. Nach dem Frühstück spazierte der Baron durch die Ställe, wo er mit Frau Knorred scherzte und nach Hedwig fragte. Doch die wich ihm stets aus. Höchstens einmal in der Woche bekam er sie zu Gesicht, und dann mußte er sich mit einem flüchtigen Gruß begnügen. Gemächlich marschierte er, wenn das Wetter günstig war, auf die Felder hinaus, suchte August Knorred auf und fragte ihn nach allem, was ihm fragenswert erschien. Das war nicht wenig. Und August Knorred gab ihm höflich Antwort und freute sich, daß der Herr Baron so viel Verständnis und Liebe für die Landwirtschaft bewies.

Fast noch mehr aber freute er sich über Moriz Gassel, der jetzt glücklich die siebenhundert Mark in den Schulgarten hineingesteckt hatte. Die Hochstämmchen und das Weinspalier, die Birnenpyramiden und die Firsichsträucher, die Spargelplantage und die Beerenbüsche standen an Ort und Stelle und warteten nur auf die Sonne, die alle Tage höher stieg und die braunen Knospen lockte. Im Bienenhause saßen zwei alte Bienenkörbe, darin zwei alte, wohlgeübte Immenvölker wohnten, reich an Köpfen und Vorräten. Drei oder vier Schwärme sollte ihm jedes bringen. Außerdem hatte er sich schon für den Mai einen Schwarm echter Italiener bestellt, um die Rasse zu verbessern. Und am Mittag, wenn die Sonne warm auf den Fluglöchern lag, wagten sich schon einige der fleißigen Arbeiterinnen heraus und versuchten einen kleinen Flug. Moriz Gassel stand dabei und freute sich wie ein Kind.

Doch nicht immer schien die Sonne. Der März ging mit Sturm, Hagelschauern und Regengüssen zu Ende, und der April begann mit einem starken, kalten Landregen, der drei Tage anhielt, durch alle Rihen drang und die frischen Saatkörner weich in das Erdreich bettete.

In dieser Zeit ging Moriz Gassel zum erstenmal aufs Schloß, um den Herrn Baron und Schulpatron um seine Berufung zu bitten.

Fritz von Winkelberg empfing ihn mit einem herzhaften Handschlag.

„Sie haben lange auf sich warten lassen!“ rief er und bot ihm einen Stuhl an. Moriz Gassel brachte schüchtern sein Anliegen vor. Sofort kramte der Baron in den Gutsakten herum und zog eine ältere Vorlage einer solchen Lehrerberufung heraus. Und er begann zu lesen.

„Nachdem die Lehrerstelle an der hiesigen evangelischen Schule durch den Tod des bisherigen Inhabers zur Erledigung gekommen ist, —“

Fritz von Winkelberg sah auf. „Hier könnten wir eigentlich die Gründe angeben, weshalb sich der bisherige Inhaber im Schwedenteich ertränkt hat. Es wäre doch sehr gut, wenn die Herren da oben sich in der Folgezeit etwas mehr in acht nehmen würden.“

Moriz Gassel aber verbarg sein Bedenken nicht, daß durch eine solche Bemerkung die Bestätigung der Berufung hinausgezögert werden könnte.

„Also lassen wir es!“ erwiderte der Baron und las weiter. — habe ich mich bewogen gefühlt, den Schulamtskandidaten und jetzigen Lehrerstellvertreter Moriz Gassel für diese Stelle zu berufen. Ich berufe denselben zum Lehrer an die evangelische Schule zu Brixtawe, Kreis Sulitsch, und mache demselben zur Pflicht, dieses Amt mit allem Fleiß und aller Treue zu verwalten, einen tadellosen Lebenswandel zu führen, die ihm anvertraute Jugend im Christentum und in den gemeinnützigen Kenntnissen nach den Vorschriften der königlichen Regierung gründlich und zweckmäßig zu unterrichten, sie zur Gottesfurcht, zum Fleiß und zu guten Sitten anzuhalten, ganz besonders aber zu guten Menschen, frommen Christen und brauchbaren, Sr. Majestät dem Kaiser und König getreuen und gehorsamen Staatsbürgern heranzubilden.“

„Fritz von Winkelberg lächelte still vor sich hin.

„Hier stand früher das Wort „Untertanen!“ fuhr er fort. „Nun wissen Sie's! Schreiben Sie die schönen Phrasen ab und bringen Sie mir dann die Urkunde zur Unterschrift. Hier folgt Ihre Annahme-Erklärung. Und den Beschluß macht diese samose widerwärtige Bestätigung durch die königliche Regierung. Der p. Gassel wird zugleich angewiesen, für seine Person seinen Vorgesetzten die gebührende

Achtung zu erweisen und immer und überall so zu handeln, wie es die Staatsgesetze, die Religion und sein Gewissen von ihm fordern. Sehr fein! Es gibt doch noch Jesuiten im deutschen Reich. Merken Sie wohl auf! Die Staatsgesetze, die Religion und das Gewissen. Was machen Sie nun, wenn Ihr Gewissen mit den Staatsgesetzen und der Religion nicht harmoniert? Halten Sie sich an das Gewissen, verfallen Sie den Staatsgesetzen und halten Sie sich an die Staatsgesetze, so zwickt man Sie mit dem Gewissen.“

„Verzeihung!“ warf Moriz Gassel ein und nahm die Vorlage an sich. „Doch nur in dem Falle, daß die Staatsgesetze mit meinem Gewissen divergieren!“

„Das werden sie sicher!“ lachte der Baron. „Warten Sie's ab. Die Staatsgesetze sind das Gewissen der Gesellschaft, das Gewissen aber ist das Staatsgesetz des Individuums. Dazwischen gibt es keine Brücke.“

„O doch!“ rief Moriz Gassel schnell. „Die Religion!“

„Sie denken an die Kirche?“ lächelte der Baron. „Sie ist eine gesellschaftliche Angelegenheit. Die Religion des Individuums aber ist die Freiheit.“ Dann holte er das Schachbrett und setzte Moriz Gassel dreimal matt. Als per um Mitternacht nach Hause ging, schwirte ihm der Kopf, daß er lange den Schlaf nicht finden konnte. Gab es überhaupt eine Freiheit hier auf Erden?

Am nächsten Tage unterfertigte der Baron die Berufung und schickte sie an den Kreis Schulinspektor Kupfer, damit sie auf dem vorgeschriebenen Instanzenweg nach Breslau käme. Moriz Gassel schlug sich drei Tage mit der Freiheit herum, dann ging er in den Garten. Und hier fand er auch, was besser als die Freiheit war: die Arbeit. Aber er wußte nicht, was für ein großer Schatz es war, den er da heimlich gehoben hatte.

Auch Hugo Knorred, der Student aus Halle, der am Sonabend vor Palmarum im Schnellzuge saß, der von Posen nach Zdurotschin lief, tappte noch in dieser Dunkelheit herum. Frei ist der Bursch! war sein Lieblingspruch und seine Sehnsucht war, sich wie ein tanzenber Stern im Weltraume auszuleben. Er sah gar nicht aus wie ein zukünftiger Theologe, seine linke Wange war durch einen groben Schmiß verunziert, und bei jeder Station schaute er mit seinen lustigen, braunen Augen nach hübschen Mädchen aus. Einen Schmerbauch hatte er noch nicht, aber es schien einer unterwegs zu sein. Ein paar Semester hatte er als Korpsstudent gepaukt, sich dann als Burschenschaftler betätigt und war schließlich wild geworden, so wild, daß er nicht einmal ein bestimmtes Stammlokal besaß. Ueberall hatte er Zwang und Knechtung gefunden und sich mit einem männlichen Rud von all den lächerlichen und blödsinnigen Einschränkungen der Studentenverbindungen befreit. Ebenso hielt er es mit der Wissenschaft. Sein Interesse daran war nicht gering, aber es widerstrebte ihm, sich irgendwo festzulegen. Er suchte etwas auf der Universität, was man dort nicht lehrte: die Universalwissenschaft. Und so behalf er sich mit den Surrogaten der Rechtskunst, der Medizin, der Philologie und der Naturwissenschaften. Sein logisches Vermögen war geübt und durch überflüssigen Stoff nicht sonderlich beschwert. Seine Konsequenz bestand darin, daß er alle Erscheinungen in möglichst nahe Beziehung zu sich selbst setzte. Deshalb konnte er kein Verhältnis zur Gottesgelahrtheit finden. An die Zukunft dachte er nicht, denn er war noch vierundzwanzig Jahre jung. Als er am Mittag in Zdurotschin ausstieg, merkte er, daß seine Kehlen trocken war. Das alte Leiden! Er dachte an Karl Zdurotschin, den er von früheren Zechereien kannte, und ging ins Hotel zur Sonne. Duded, der neue Wirt, der ihn nicht kannte, begrüßte ihn warm. Karl Zdurotschin, der noch schlief, wurde heruntergeholt. Er hatte schon mit viel zu vielen Bruderschaft getrunken, um sich Hugo Knorreds noch genau erinnern zu können. Als er aber sah, daß er Hedwigs Bruder vor sich hatte, fiel er ihm ohne weiteres um den Hals und küßte ihn ab. Und dann begann das Pöfeln.

„Frei ist der Bursch!“ rief Hugo und schwang das schäumende Glas.

„Wenn er das nötige Kleingeld hat!“ dämpfte Karl Zdurotschin sofort seinen Mut.

Das mußte Hugo zugeben.

(Fortsetzung folgt.)

Hilde.

Skizze von Paul Markus.

I.

Der Vorsteher auf dem kleinen französischen Bahnhof gab das Zeichen zur Abfahrt.

Und langsam setzte sich der Lazarettzug in Bewegung. Ganz langsam, damit keine Erschütterung den armen Verwundeten da drinnen neue Schmerzen bringen sollte.

Durch verwüstete Landschaft ging die Fahrt, vorbei an zerstörtesten Dörfern, verbrannten Häusern und verwüsteten Feldern. Wagen und Geräte lagen links und rechts der Eisenbahn. Und nur hier und da zeigte ein alleinstehender Obstbaum an, daß einst blühende Gärten und fruchtbare Felder an dieser Stelle gewesen waren.

Debe und traurig war die Landschaft, wo der Krieg mit seiner unbarmherzigen Faust hineingriff, und Trümmer nur blieben als Spuren zurück.

Selten schaute einer der Insassen des Zuges hinaus auf die Trümmerstätten.

Es waren Schwererwundete. Die meisten lagen müde und abgesehen in ihren Betten und regten sich nicht, nur daß manchmal die Schmerzen ihr Gesicht verzerrten.

Krankenschwestern in schneeweißen Kleidern huschten vorbei, latschen da und dort, linderten den Durst und erneuerten den Rotverband.

Im Operationswagen klickten die Instrumente, und leise küsterten die Ärzte. Man hatte eben einem jungen Freiwilligen ein Bein abgenommen. Nun kam ein Landwehrmann mit zerstörtem Arm. Es war der rechte. Sollte auch er ab?

Die Ärzte küsterten.

Weiter hinten war die Küche, in der es brodelte und kochte. Warmes Essen wurde für die Helden bereitet, die schon tagelang nichts Ordentliches gegessen hatten.

„Wie wohl wird es ihnen tun! Jetzt eine gute warme Suppe,“ dachte die Schwester in der hellen Schürze und legte von neuem Kohlen auf.

Es war ein emsiges Leben im Lazarettzug, ein Wogen ging hin und her, und doch war alles so seltsam ernst. Fast lautlos wurde gearbeitet. Die sich Begegnenden sprachen leise, man hörte kaum ein lautes Wort.

Nur das Stöhnen der armen Soldaten unterbrach die emsige stille Arbeit.

In einem der letzten Wagen lag ein junger Lehrer mit einigen Kameraden zusammen. Sein Kopf war unförmlich verbunden, kaum daß die Augen und der Mund frei blieben. Doch waren es nur leichte Streifschüsse. Die Hauptwunde war am Bein. Der rechte Oberschenkelknochen war von einem Granatplitter zerschmettert worden.

Seine Kameraden schienen zu schlafen, wenigstens lagen sie still da. In ihm aber arbeitete das Blut, und das Fieber schüttelte seinen Körper. Bei jeder Bewegung schmerzten ihn die Wunden. Und er konnte keine Ruhe finden.

Nach dem starken Blutverlust war er ohnmächtig geworden, hatte dann wohl einige Stunden geschlafen dort im Feldlazarett. Aber es waren nicht nur die Schmerzen, die ihn quälten.

In seine Fiebertäume kam immer wieder dasselbe Bild, in den wilden Worten, die er ausrief, kehrte immer derselbe Name wieder. Die Schmerzen ließen nach, die Träume aber nicht.

Er sah sich mitten im Schlachtgeräusch, sah das Weiße in dem Auge seines Gegners, schauerte vor dem häßlichsten Bild; dann aber stand er zu mit seinem Bajonett.

All die schrecklichen Augenblicke durchlebte er noch einmal, hörte das unheimliche Geknatter der Maschinengewehre, das Bürgen der Bajonette, vereinzelte Gewehrschüsse und das dumpfe Grollen der Kanonen.

Doch heil kehrte er aus dem Gemisch zurück. Die schauerlichen Bilder verschwanden, und er konnte für Augenblicke ruhig schlummern.

Dann wieder stand er im Traum auf der Wacht, einige hundert Meter vor dem zerstörtesten Dorfe, in dem seine Brüder ruhten.

Wie friedlich war die Nacht! Ganz klar die Luft. Die Sterne glitzerten, und ein weicher Wind brachte Frühlingsduft in seine Seele.

Er stand da und schaute hinauf nach dem Himmel, nach den Sternen, nach dem einen Stern. Dem hellen Stern, den sie einst zusammen bestimmt hatten, den sie abends betrachteten und ihrer Liebe gedenken wollten: er und Hilde.

Wie oft hatte er im einsamen Obenwaldsdörfchen gesessen und jeden Abend bei hellem Himmel den Stern betrachtet und dabei gefühlt, daß jetzt drunten in der Refektorstadt ein Paar glänzende Augen ebenfalls hinausschauten nach dem leuchtenden Gestirn. Es waren schöne Stunden gewesen. Wie fern, wie fern!

Doch trübe Tage kamen. Am Himmel zogen die Wolken, auch in seinem Herzen wurde es trübe. Er würde verfehlt, kam in ein Städtchen. Und in jugendlichem Leichtsinne gedachte er auf den Wogen des lustigen Lebens zu schwimmen und sah bald, daß er unterlief.

Er vergaß den Stern und vergaß die treuen Augen, vergaß

die heiteren Feiertage im stillen Pfarrhaus des Obenwaldes, wo er und Hilde sich im Sommer gefunden hatten.

Er merkte es bald, sah aber auch, daß es zu spät war. Stolz hatte sie sich von ihm gewandt, von ihren heimlichen Tränen wußte er nichts.

Bittere Reue kam zu spät. Ob er gleich die letzten Monate verfluchte, das Müd kam nicht wieder. Voll Unruhe und Zweifel verbrachte er nutzlos sein Leben.

Da kam der Krieg.

Die heiße Flamme der Begeisterung schlug auch in sein Herz. Nun wollte er hinausziehen, nun konnte er das elende Leben hinter sich lassen. Sein Alles sollte dem Vaterlande gehören. Im Kriege gab's vielleicht für ihn ein Vergessen.

Aber nein!

Als sie unter Tücherschwenken und mit Blumen geschmückt die Garnison verließen, als Mädchenhände ihnen zuwinkten und die begeisterte Menge ihnen huldigte, da stand sie wieder vor ihm, da sah er sie wieder in ihrem hellen Kleid, und er dachte: „Wenn sie dir jetzt verziehen hätte und sie könnte auch die zujubeln!“

Und mit jedem Tag, den sie weiter in Feindesland einrückten, stand ihr Bild schöner und reiner vor ihm, und im Schlachtgewühl dachte er an sie.

O, wenn er heimkehren würde! Auf den Knien wollte er sie um Verzeihung bitten. Er, der für das Vaterland gekämpft hatte, mit dem Eisernen Kreuze geschmückt, wollte sich vor ihr beugen und sagen: „Hier bin ich wieder, kannst du mir vergeben? Sieh, ich habe getan, was ich tun konnte und will deiner würdig sein.“

Ja, das wollte er.

Und sein Bild hing immer noch an dem einen hellen Stern am Himmel.

Ein Stöhnen ließ ihn auffahren. Er war wach, und die Sonne schien freundlich zum Fenster des Wagens herein. Durch lachende Gesichter fuhr der Zug. Er sah das glänzend breite Band des stolzen Rheins und dahinter freundliche Dörfer und Städtchen grünen.

„In Deutschland, in meinem lieben Deutschland!“ schluchzte er, und die Tränen liefen ihm über die Wangen.

„So komme ich wieder zu dir, zerhauen und voll Blut! Und wollte als Sieger einmarschieren! So komme ich als Krüppel.“

Aber seine Augen gingen doch immer wieder hinaus, und er konnte sich nicht satt sehen an der deutschen Landschaft im ersten Frühlingsgrün.

Wie wohl das den Augen tat! In vielen, vielen Wochen hatten sie ja nur Trümmer und Steinbauten gesehen.

Jetzt aber war er aus dem Kriege zurückgekehrt und kam in das friedliche Deutschland. Kein Geräusch, kein Rauch und kein Schreckensbild erinnerte an den Weltbrand. Hier war Frieden, hier war Ruhe.

Auf den Bahnhöfen winkten ihnen Mädchen und Frauen zu. Er war wieder daheim, in seinem Vaterland!

II.

Als ich vor einigen Tagen meinen Freund im Lazarett besuchte, war der Verband am Kopfe weg, und nur einige tiefe Narben waren geblieben.

Vor kurzem hatte er mir in einem ausführlichen Briefe geschrieben, wo und wie er seine Verwundung erhalten hatte und daß er schon etliche Male operiert worden wäre. Die Ärzte hofften, daß der Knochen wieder heilen würde. Wenn er aber noch einige Stunden länger auf dem Schlachtfelde gelegen hätte, dann wäre es um sein rechtes Bein geschehen.

Wie er außerdem noch gelitten hatte, schrieb er mir auch, das meiste wußte ich allerdings schon. Und ganz zum Schluß hatte es geheißen: „Komm bald zu mir, komm gleich zu mir, denn ich habe dir ein großes, freundliches Erlebnis mitzuteilen. Du mußt ich es zuerst sagen!“

Und aus Freude, daß es ihm gut ging, aber noch mehr aus Freude, daß ihm seine Hilde verziehen hatte — das dachte ich mir gleich — reiste ich sofort nach W.

Und nun stand ich vor ihm.

Es war der alte liebe Karl noch. Nur etwas verwildert. Er hatte einen langen Bart. Seine Augen aber waren dieselben, glänzend und lebhaft.

Lange hielt ich seine Hand und drückte sie immer und immer wieder. Ich konnte kaum reden, so froh war ich, daß ich ihn wieder sah.

Aber endlich sagte er: „So seh dich doch! Das Schönste weißt du ja noch nicht.“

Und ich setzte mich auf den Bettrand.

Sein Gesicht strahlte, als ich vorsichtig fragte:

„Gelt, es ist etwas mit der Hilde?“

„Ja, ja, es wird schon was sein,“ meinte er, und seine Augen leuchteten schelmisch.

Dann aber erzählte er:

Es war schon Abend, als wir in W. anlangen und ich hier im Lazarett abgeladen wurde. Von der Fahrt, die ich den ganzen Nachmittag voll freudigen Schauens verbracht hatte, war ich recht müde und schlief auch ziemlich gut in der ersten Nacht.

Am Morgen kamen schon die Ärzte und wollten das Bein sehen. Einer meinte, es wäre recht schlimm, der alte Professor

aber tröstete mich: Ich würde das Wein behalten. Dann wurde ich betäubt und operiert.

Frisch verbunden am Kopf und am Schenkel, war ich dann ins Bett gebracht worden. Heftige Schmerzen weckten mich aber bald aus meiner Betäubung.

Ich war bald im Krieg, bald im Odenwald, sprach viel wirtes Zeug, bis ich dann endlich ganz wach wurde und mich umschaute.

Da sah eine Krankenschwester an meinem Bett, eine Schwester mit blauen Wangen und erschrockenen Augen und blickte mich an, blickte mich an, sag ich dir: Ich wusste nicht, wach ich, oder träum ich. Ich schloß die Augen. Als ich sie wieder öffnete, sah sie noch da und versuchte zu lächeln! Es war Hilde!

Du kannst dir denken, wie mirs zu Rute war. Kein Wort, auch nicht das kleinste, konnte ich sagen. Auch sie nicht. Sie schien mich immer noch nicht recht zu kennen, wurde bald rot, bald bleich, und ich merkte, daß sie zitterte.

Ganz leise sprach ich da, wie im Traum:

„Hilde, meine Hilde!“

Und da kannte sie mich. Keine Stimme und meine Augen kannte sie. Aber der große Verband am Kopf, der wilde Bart, sie hätte es nicht zu glauben gewagt. Wäre sie einige Stunden später gekommen, dann freilich hätte sie gleich Gewißheit gehabt. Denn über meinem Bett wurde eine schwarze Tafel angebracht mit meinem Namen, meinem Rang, dem Tag der Ankunft usw.

Ich weiß nicht recht mehr, was nachher geschah. Aber ich muß viel erzählt haben. Ihre Augen wurden immer gütiger, und als sie mir die Hand gab und sie sanft streichelte, da war ich wie im Himmel.

Aber da kam auch schon der Arzt und sagte vorwurfsvoll: „Schwester Hildegard, nebenaan liegen auch noch Verwundete, wollen Sie immer hier bleiben?“

Da stand sie errötend auf und folgte ihm. Mir aber nickte sie noch einmal an der Türe zu.

Ich lag ganz allein in einem kleinen Zimmer. Als sie gegangen war, mußte ich mir immer wieder an die Stirn fassen, ob ich wirklich wach wäre. Es war zu schön gewesen. Sie hatte mir versichert, sie hatte mich noch nicht vergessen.

Du glaubst nicht, welch glückliche Stunden nachher kamen. Wenn sie sich frei machen konnte, war sie da. Ich erfuhr von ihr, daß sie sich gleich zu Kriegsausbruch als Krankenschwester gemeldet hatte. Einen Lehrgang in der Heilkunst hatte sie früher schon besucht. Und sie war angenommen worden.

Sie hatte oft an mich gedacht, aber nie erfahren können, wo ich war, und wo ich kämpfte.

Und nun haben wir uns hier wieder! Dem Arzte freilich konnten wir das Geheimnis nicht lange vorenthalten. Er drohte sogar, daß Hilde die andere Seite des Ganges pflegen sollte.

Da sagten wir ihm, wie glücklich wir wären. Er hörte erstaunt zu und hob dann schelmisch den Finger:

„Ei, ei, Fräulein Hilde, das hätte keiner gedacht! Sie waren immer so ernst und still, und nun kommt so was an den Tag. — Aber ich sage nichts.“

Er wünschte uns Glück und schickte eine andere Schwester, die Hilde nun hilft, daß sie mir „in ihren häuslichen Pflichten nachkommen kann“, wie er sagt.

Stehst du wohl, das wollte ich dir nicht schreiben, das mußte ich dir erzählen. Und nun wünsche auch du mir Glück!

Ich blieb an diesem Tage, es war ein Sonntag, noch lange im Lazarett und sah die beiden glücklichen Menschenkinder, die der Krieg wieder von neuem zusammengeführt hatte.

Am Abend erst kehrte ich mit einer großen Freude im Herzen heim.

Die farbigen Engländer,

von denen unsere oberste Heeresleitung vor Opfern zu berichten mußte, schildert in ihrer heimatklichen Umgebung mit allem Drum und Dran der bekannte Wiener Schriftsteller W. Fred im Junihefte von Velhagen & Klasing's Monatsheften. Wir entnehmen dem hochinteressanten Aufsatz einige Ausführungen:

Etwa 300 Millionen dem indischen Lande Entsprössener leben zwischen Aßen und Burma. Sie werden beherrscht von etwa Zweihunderttausend Weißen, und davon ist die Hälfte Militär. Die Zahlen sprechen ein Wunder aus: das Mirakel, daß ein so ungeheuer großes Volk, durch starke Rassenmerkmale geeint, von einem kleinen Haufen „Anderer“ beherrscht wird, kraft einer Kolonisationsmethode, die aus Härte und Gleichgültigkeit fast weiß gemischt ist. Aber dasselbe Zahlenverhältnis spricht auch aus, daß es nicht ewig so bleiben kann. Und man muß sich noch ein paar nüchterne Zahlen anhören, heute, wo das Problem der englischen Kolonien für Deutschland eine hochpolitische Bedeutung gewonnen hat, besser gesagt, wo diese Bedeutung jedem offenbar geworden ist. Unter den 300 Millionen Einwohnern sind etwa 207 Millionen Brahmanen, 57 Mohammedaner, 7 Buddhisten, 2 Sikhs, 1 1/2 Jains, etwa 100 000 Parrees und etwa 2 1/10 bis 2 1/2 Millionen Christen. In dieser letzten Zahl aber sind auch die gestauten Hindus schon inbegriffen.

Sieht man sich diese Zahlen an, so berichtigt man sogleich den landläufigen Irrtum, daß die Indier eine homogene Bevölkerung

seien, und auch den anderen, selbst in manchen Büchern auftauchenden, der dem indischen Volk den Buddhismus als Religion zuteilt. In Wirklichkeit ist, abgesehen von Ceylon und Burma, seit vielen Jahrhunderten der Buddhismus aus Indien verschwunden. Nur eine Sekte der Brahmanen, die Jains, darf zu den Buddhisten gerechnet werden, doch ist ihre Wirkung durch die an sich geringe Zahl natürlich klein, noch kleiner aber, da sie in engen Bezirken beieinander wohnen, fern den großen Massen, aber nicht unberührt von deren Kult.

Die sieben Millionen wirklicher Buddhisten sind in Ceylon, zu geringen Teilen auch in Südbhrien angesiedelt, geben also in der politischen Gestaltung der Verhältnisse Zentralindiens und Nordwestindiens keinen Ausblick. Die Sikhs — eigentlich „Schüler“, „Jünger“ — mit ihren zwei Millionen sind eine Sekte der Brahmanen, der fürerblich stärkste Stamm, dem unter anderem Fleischnahrung gestattet ist und aus dem sich daher auch zum größten Teil die Eingeborenen-Armeer rekrutiert. Man sieht, es sind drei große Gruppen, die gegeneinander stehen, — Hindus, Moslim und Christen — und unter ihnen ist die in Wirklichkeit mächtigste, die christliche, der Zahl nach die kleinste. Daß in Indien aber das Glaubensbekenntnis zur Triebkraft aller Volksbewegungen wird, verwundert den nicht mehr, der weiß und an jeder kleinen Lebens-tatsache immer wieder sieht, wie eng verwachsen Religion und Rasse hier sind. Hindu zumal kann man nicht werden. Man ist es durch Geburt und gehört auch zugleich einer Rasse an, die weiß über Lebensschicksal und Beruf auf ewig mitbestimmt. Die mohammedanische Bevölkerung aber hat sonderlicherweise in ihren Lebensgewohnheiten vieles von den Hindus angenommen, wenn sie auch am Glauben festhielt und sich den Sikhs gegenüber überlegen fühlte. Seit Beginn der englischen Kolonisationspolitik ist es nun Grundbesitz gewesen, die Mohammedaner gegen die Hindus auszuspielen, die Hindus gegen die Mohammedaner. Und mit diesem fast naiven Rezept konnte England, geringe Unterrechnungen abgerechnet, bis vor wenigen Jahren wirklich auskommen.

Büchertisch.

— Vong's Krieg-Kalender mit Illustrationen. (Deutsches Verlagshaus Vong & Co., Berlin W 57, Preis jedes Heftes 20 Pfg.). Das heben erschienen 10. Heft bringt wieder die Berichte der Generalstäbe der deutschen, österreichisch-ungarischen und türkischen Armeen und die Berichte der Militärstäbe der gleichen Länder, sowie die wichtigen Depeschen, Ansprachen usw. aus der Zeit vom 1.—30. April 1915.

— Neue Kriegsschriften der Agentur des Raufen Daules, Hamburg 26: Feldtagebuch für unsere Kriegsteilnehmer. 64 Seiten gutes Schreibpapier mit Kalendarium, in hübscher Ausstattung, farbigen Umschlag und Titelbild von H. Wiedermann. Am Kopfe der Seite je ein Kernwort der heiligen Schrift. 64 Seiten 8°, in kräftigem Umschlag. Preis 10 Pfg., 50 Stück M. 4,50, 100 Stück M. 8.— Jede Gemeinde sollte ihren Gemeindegliedern solch ein Feldtagebüchlein senden oder die Angehörigen anregen, es zu tun. Der billige Preis ermöglicht dies. — Aus dem inneren Leben für Heim und Feld, von Geheimrat Professor D. Seeberg, 30 Seiten, ansprechend ausgestattet 15 Pfg., 50 Stück M. 6.—, 100 Stück M. 10.—. Sondernlich den Gebildeten daheim und draußen soll dieses Heft einen Gruß bringen; in seiner kernsinnigen, geklärten und warmherzigen Sprache wird es Tausenden Freude bereiten. — Kriegsbüchlein eines christlichen Soldaten. Aus Gottes Kükammer, der heiligen Schrift, für unsere tapferen Vaterlandsverteidiger bearbeitet. 64 Seiten, klein 8°, in Umschlag mit Titelbild von H. Wiedermann. Preis einzeln 20 Pfg., 50 Stück M. 8.—, 100 Stück M. 14.—. Im Schützengraben und im Lazarett wird dieses sowohl erbauliche wie anregend unterhaltende Heft herzlich willkommen sein.

Arithmogriph.

- 1 5 4 5 1 5 6 7 ein Geigenkünstler.
- 2 6 8 2 männlicher Vorname.
- 3 5 4 1 6 Teil der Alpen.
- 4 5 1 6 5 6 6 Stadt in Baden.
- 5 1 6 7 4 eine Pflanzpflanze.
- 6 5 1 1 2 italienischer Dichter.
- 7 4 2 1 griechische Gottheit.
- 1 5 5 4 ein Fluß.
- 1 2 3 4 5 6 7 1 ein Philosoph.

Auflösung in nächster Nummer.

Auflösung des Kreuzrätsels in voriger Nummer:

K K S
I I c
e o h
K l e o p a t r a
K l o p s t o c k
S e h a t u l l e
t o l
r c l
a k e